

Schuld war der Nebel

Autor(en): **Sieburg, Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **2 (1926)**

Heft 19

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-833748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Schuld war der Nebel

VON FRIEDRICH SIEBURG

(Nachdruck verboten)

I.
In einem feinen, prickelnden Regen lag die weiße nordische Nacht. Unbeweglich, nur von den senkrecht stürzenden Tropfen betupft, stand das Meer zwischen den Schären. Die Wasservögel schliefen, schwach klatschte die Flut an die Boje, von der wir das Motorboot losmachten. Es war ein Uhr nachts. Die kleinen bunten Holzhäuschen am Hafen von Midvaag standen regungslos mit geschlossenen Läden da und schienen noch einmal so bunt in diesem sonderbar scharfen und glanzlosen Licht der Polarnacht. Ueberall an den Dachrändern hingen weiße Fische und blutige Fetzen Walfischfleisch zum Trocknen. Eine Katze strich über die Gassensteine und rieb ihr nasses Fell an den Klippfischballen.

Erst das Puffen unseres Petroleummotors zerriß die Stille, laut echoten die Schläge gegen die Felsen. Wir hatten viel einzuladen, zehn Tage wollten wir fortbleiben und auf Tindhölm Vögel schießen. Tindhölm ist eine kleine Insel, fast nur eine steile Schäre am östlichen Rande der Färöer. Sie ist unbewohnt, nur eine Hütte ist darauf für die Jäger, die jedes Jahr hinübergehen um die Vögel abzuschließen. Diesmal hatten wir einem Bauern das Abschubrecht für diesen Sommer abgemietet, wir versprachen uns viel von diesen zehn Tagen Robinsonade, Ole und ich. Wenn nur das Wetter gut werden wollte! Aber alle Anzeichen sprachen dafür.

Wir fuhren um die Südspitze der Insel Vaagö, die Strömung verstärkte unsere Geschwindigkeit, das kleine Beiboot, das hinten nachschleppte, sauste aufrecht wie ein Zeigefinger durch den Strudel. Wir waren im offenen Ozean, der Regen ließ nach, hinter uns traten blau und grün, gezackt und breit, stürmisch und schwer die ganzen Inseln hervor, Kolter, spitz wie eine Nadel, Gestü, abgeplattet wie ein Schrank, die Schneepfelle von Sandö, der Kegel des kleinen Dimon, und weit im Süden die schweigende Pracht der Suderö.

Wir froren, Ole zog seine flache Whiskyflasche heraus, wir tranken einen Schluck, Nikloie, unser Bootsmann, lehnte ab, er ist mächtig wie alle Färinger. Gegen vier Uhr nahmen wir Kurs nach Norden und lagen eine Stunde später vor Tindhölm, luden unsere Last ins Beiboot um und versuchten die Landung. Tindhölm's Ufer sind steil, nur an der Ostseite, wo eine Basaltwand vor Zeiten ins Meer gestürzt ist, kann man sich von der Brandung durch die Klippen werfen lassen. Nikloie sprang mit dem Tau ums Handgelenk ins Wasser und schlepte uns in die sichere Bucht. Wir trugen unsere Sachen bis zur Hütte, räumten den Torf aus, der den ganzen Boden bedeckte, dann kochten wir für den Bootsmann und uns einen Tee.

«Heute ist der 2. Juli,» sagte Ole zu ihm, «vergib nicht, uns am 12. abzuholen. Vergiß es um Gottes willen nicht!» Nikloie lachte. «Keine Sorge, ich will schon pünktlich sein. Aber soll ich nicht lieber schon am 8. kommen oder übermorgen?» — Ole war entrüstet, diesen Zweifel an unserer Geduld ertrug er nicht. Der Mann schwieg und lächelte. Ach, hätte ich ihm doch gesagt: «Hole uns morgen!»

Eine Stunde später waren wir allein. Sich einzurichten macht immer Vergnügen und so verging der Vormittag ganz angenehm mit dem Reinigen der Hütte, die aus rohen Feldsteinen geschichtet, aber innen mit Holz zugestrichelt ist, mit dem Ausschneiden der besten Tortklee für die Feuerung, mit der Festsetzung des Speisezettels für die nächsten Tage. Butter, Schwarzbrot, Eier, Büchsenmilch, Mehl und ein paar Dosen schottischen Blumenkohl hatten wir mitgebracht, an frischem Geflügel würde ja kein Mangel sein.

Nach dem Frühstück schliefen wir ein paar Stunden und machten uns dann an die Erforschung des Jagdgeländes. Die Sonne hatte sich durchgesetzt, ein scharfer Westwind warf das Meer gegen die Klippen. Die Insel war bald ungangen. Ihre Basaltformationen sind von vulkanischer Unregelmäßigkeit, man kann hier Geologie lernen. Die Eisgürtel der Eiszeit haben diese Gesteine sonderbar zusammengesquetscht. Basaltbänke liegen quer wie ungeheure Treppen, Basaltsäulen steigen senkrecht wie riesige Orgelpfeifen. Am merkwürdigsten sind jene einzelnen Klippen, welche wie gigantische Zähne einige Meier vom Ufer entfernt aus dem Meere ragen. Sie heißen «Drangar» (Kerle) und sind die eigentlichen Vogelfelsen. Ihre innere, der Insel zugewandte Seite ist von Hunderttausenden von Vögeln besiedelt, welche auf kleinen Rissen und Vorsprüngen ihre Nester haben und im ständigen Aus- und Einfliegen ein wahrwitziges Gekreisch und Geschrei machen, das oft die Brandung übertönt.

Der Jäger seilt sich oben auf der Uferklippe

an und läßt sich hinab. Er trägt ein großes Netz an einer langen Stange, mit welcher er sich von der Felswand abstößt. So schwingend, springend, schaukelnd, die himmelhohen Felsen über sich, den weißgequirlten, brüllenden Strudel unter sich, fängt er die Vögel wie Schmetterlinge im Netz. Diese Jagd ist die gefährlichste, die man sich denken kann. Nachstürzendes Gestein hat schon manchen erschlagen, mehr als einmal hat das Seil sich durchgeschuert und der Mann hat in diesem Höllengetöse nicht einmal seinen eigenen Todesschrei gehört.

Ich ging zuerst hinunter und landete zehn Meter über der Brandung in einer kleinen Ausbuchtung, in die seit der Schöpfungsstunde der

Dämmerung, feuchte Wesenlosigkeit, den Verlust von Zeit und Raum, weiße Blindheit, milchiges Nichts. Die Postdampfer liegen oft zwei Tage auf der Rhede von Thorshavn und können die Stadt nicht finden, sie tasten sich mit dem gelenden Echo ihrer Schiffspeifen Schritt für Schritt durch die Felswände und gehen weiter nach Island, ohne die Färöer überhaupt gesehen zu haben. Oder Hirten werfen sich von Abstürzen geängstigt, von Schluchten bedroht, ratlos im Felde hin und entdecken am anderen Morgen, daß sie die Nacht vor der Schwelle ihres Hauses verbracht haben, ohne es zu sehen. Es ist die lichteste Finsternis, die eben so plötzlich geht, wie sie gekommen ist. Aber wann?



Janina de Witt
die bekannte Sangerin der Mailänder Scala und der Oper von Warschau

Ozean seine höchsten Spritzer wirft. In einer seltsamen Verzerrung sah ich die Welt, hoch über mir war ein kleiner Ausschnitt himmelsblau, um mich die ewig feuchten Felswände mit ihren gradlinigen Rissen und Sprüngen, Vögel bäugten mich ruhig und boshaft, unter mir donnerte die Woge gegen die Basaltorgeln. Durch einen kleinen Riß sah ich weit, weit das sommerliche Meer, flirrend in Salz und Sonne, ein Walfischfänger machte sich in der Ferne schwarzqualmend nach Süden davon.

Ich muß gestehen, daß ich die Jagd selbst barbarisch, eintönig und roh fand. In zwei Stunden beinahe hundert Alken, Luntun und Seepapageien im Netz zu haben, ihnen die Häuse umzudrehen und sie in einen Sack zu stopfen, mag für denjenigen Reiz haben, der jeden Vogel mit fünfzig Oere bezahlt bekommt. Ole, der nach mir hinunterging, hatte eigentlich den gleichen Eindruck. Als ich seine ungeheure Last nach oben gezerrt hatte, war er ebenso verstümmt wie ich. Wir waren uns einig, daß man damit keine zehn Tage verbringen könne. Vögel auf dem Wasser zu schießen ist ein unerschöpfliches Vergnügen, aber dies —? Nein. Allein die ganze Frage sollte eine überraschende Lösung finden.

II.

Als wir am anderen Morgen erwachten, durchfuhr es uns kalt: draußen war Nebel. Nebel auf den Färöer, das bedeutet undurchdringliche

Mit unserer Jagd war es nun zu Ende, das sahen wir ein. Wir waren nicht besonders unglücklich darüber. Aber wir ahnten, daß wir zu einer schrecklichen, regungslosen Untätigkeit überhaupt verdammt sein würden. Der Bootsmann kam in neun Tagen. Neun Tage! Was konnten wir tun! Beim ersten Gang ins Freie fühlten wir gleich aufs nachdrücklichste, wie sehr wir an einen Fleck gefesselt waren. Alle Augenblicke standen wir vor Abgründen, Rissen und Schluchten und Stürzen, in deren Tiefe der Nebel friedlich, licht, von etwas blasser Sonne beleuchtet, lag. Nach einem Versuch von einer Stunde, uns auf dem kleinen Eiland zu bewegen, kamen wir in Schweiß gebadet, auf allen Vieren kriechend, vor unserer Hütte an. Wir wagten nicht mehr, Schritte zu machen. Wir vermuteten überall einen Absturz.

Ich will die nächsten Tage nicht schildern, sie vergingen qualvoll. Wir rauchten, wir kochten, wir erzählten uns Geschichten, die wir schon kannten, wir schnitzten an Holzstückchen herum, wir wuschen uns zwanzig Mal im Tag, wir zeichneten, wir machten eine Puppe aus Vogel Federn, wir schliefen, wir langweilten uns. Der Nebel wich nicht. Nacht und Dunkelheit gab es nicht, da es ja Sommer war. Vom vielen Gösen waren wir schon ganz dumm.

Am dritten Tag entdeckte Ole an der Wand, die mit allen möglichen Bildern und Zeitungsausschnitten beklebt war, eine Postkarte, auf

welcher die Zöglinge einer Fachschule in Schweden dargestellt waren. Es war eine gute Photographie, weiß Gott, wer sie hier gelassen hatte. Zwölf reizende junge Mädchen waren darauf zu sehen, alle zeigten lächelnd ihre Zähne und strahlten in ihren weißen Kleidern. Dieser Fund war ein Erlebnis. Stundenlang studierten wir dies Bild, betrachteten die Züge der jungen Schwedinnen, gaben ihnen Namen, erfanden ihre Lebensgeschichten, fingierten Unterhaltungen mit ihnen und stritten uns, wer die schönste sei. Bald kristallisierte sich unser Interesse auf eine, die kleiner war und zarter als alle anderen. Offenbar hatte sie, trotz ihrer hellen Haare, ganz dunkle Augen, ihr Köpfchen hielt sie etwas schief, sie lächelte nachdenklich. Wir schüttelten die ganze Fülle unserer entfesselten Phantasie über sie aus, wir nannten sie Tove, wir erzählten ihr unser Leben, wir liebten sie.

Ja, wir liebten sie. Und das war von Uebel. Denn wenn zwei Männer auf einer einsamen Insel — im Nebel — ein Mädchen lieben, das außerdem gar nicht vorhanden ist, so muß ja Unglück entstehen. Zunächst fand Ole, daß man ein so kleines Bild nicht zu zweien besehen könne, darauf meinte ich, daß es überhaupt lächerlich sei, ein Bild auswendig zu lernen, worauf er das Bild in die Tasche steckte, was zur Folge hatte, daß ich mich auf ihn stürzte. Er meinte, es sei ja nur Spaß. Ich war derselben Ansicht. Trotzdem begann Ole mich langweilig zu finden, ich fand ihn egoistisch, beides hatten wir früher gar nicht bemerkt. Er bedauerte mich, wenn ich kochte und meinte lachend, ich wolle ihn vergiften, ich dagegen wich ihm aus.

Nach drei Tagen — Ole kam gerade mit einer von Nebel triefenden Jacke vom Spazierenkriechen nach Hause — schwur ich ihm, daß ich Tove heiraten wolle. Er erlaubte. «Du kannst sie ja gar nicht ernähren!» «O,» rief ich, besser als du! Ich brauche bloß zu wollen. Ich gehe als Korrespondent nach Shanghai! «Mit Tove?» fragte Ole höhnisch, «die wird sich schon bedanken. Du kennst die Schwedinnen nicht. Außerdem bist du Deutscher.» «Was heißt das?» rief ich. «Die Schweden schwärmen für Deutschland!» «Früher,» entgegnete Ole. «Früher, aber neuerdings hat sich vieles geändert.» Kurzum, wir bekamen einen richtigen Streit. Beim Essen sprachen wir kein Wort. Die Stunden wurden nun zu einer wahren Tortur. Ich spähte den Himmel ab, ob der Nebel nicht weichen wollte. Nichts! Weißgelber Dampf, wädrige Einsamkeit ringsumher. Auf den Bootsmann war nicht zu rechnen. Selbst wenn er unsere Not ahnte, konnte er es nicht wagen, sich bei diesem Wetter durch die Klippen und Schären zu tasten.

Ich denke heute an diese Tage nur mit Beschämung zurück. Tove war ja nur ein Anstoß, um uns zu beweisen, wie wenig Geduld selbst die besten Freunde miteinander haben, wenn sie ganz aufeinander angewiesen und die Nerven belastet sind. In der Tat, die Nerven taten uns weh, diese stumpfsinnige, feuchte, weiße, helle Finsternis, die eine so merkwürdige krankhafte Stille ergab, daß der scharfe Schrei der Strandeler darin wie ein Stich wirkte, machte uns ganz wund und elend. Wenn ich morgens aufwachte und sah durchs schmutzige Fenster nur glibbriges Nichts, so konnte ich minutenlang leise jammern wie ein Kind, bis Ole wütend wurde und mit dem Stiefel warf.

Die ganze Kehrseite der menschlichen Beziehungen trat hervor. Wir zeigten uns, wie schlechte Freunde von einander denken können. Ich entwickelte Genie darin, Oles Schweigen boshaft zu interpretieren, er fand mein Lachen scheußlich, hysterisch und widerwärtig. «Ich habe das früher gar nicht gewußt,» sagte er.

Am sechsten Tage saßen wir uns schweigend am Tisch gegenüber und aßen. Toves Bild lag zwischen uns. Wir sprachen schon lange nicht mehr von ihr, aber wir dachten an sie, jeder für sich. Wir machten Reisen mit ihr, wir gingen mit ihr ins Theater, wir saßen vor einem Landhaus in der Morgensonne mit ihr unter einem roten weißen Schirm und frühstückten. Wir waren jeder weit weg. Plötzlich ließ ich — weiß Gott ohne Absicht — eine ganze Sardine, die von Ole triefte — auf das Bild fallen. Der Fisch deckte Tove zu, das Oel floß geschwind bis an den Rand des Papiers. Ich erlor vor Schreck. Dann schrien wir beide gleichzeitig, schimpften laut und ohne Hemmung, sagten uns die Meinung, packten uns, schäumten und machten uns gründlich, gründlich Luft. Keiner konnte ein Wort vom andern verstehen. Oles Hände zuckten, er nahm sein Dolchmesser vom Tisch auf und stieß es durch die Sardine, durch das Bild, durch Tove tief in den Tisch hinein. Das Messer zitterte leise. Wir hörten mit einem Schlage

(Fortsetzung auf Seite 6.)

(Fortsetzung von Seite 9)
zu schreien auf. Wir waren beide blaß und starrten uns in die Augäpfel.
In diesem Augenblicke ertönte draußen ein Schuß, ein zweiter, noch einer. Wir sprangen auf. Der Nebel war in Bewegung geraten, wir sahen schwach die Klippen, das Wasser glänzte auf. Ueber Vaagö lag der Nebel noch wie eine Bank. Aber über unserer Insel zerriff er, rollte er, stieb er, flog er.

Wer hatte geschossen? In der Bucht lag ein Ruderboot. Einige Minuten später trat der Arzt von Midwaag in unsere Hütte. Das Gewehr in der einen Hand, in der anderen ein Bündel toter Vögel. Vaagö war schon den ganzen Tag vom Nebel frei gewesen, da war er schleunigst auf die Jagd gegangen. Er lachte, als er unsere Gesichter sah. «Sie haben sich wohl ordentlich gelangweilt?» fragte er. «O, ziemlich,» antworteten wir beide kleinlaut. Das Messer stak noch im Tisch. «Was haben Sie denn da gemacht?» lächelte der Arzt. «Ach nichts!» antwortete Ole, «wir haben nur ... gespielt.» Wahrhaftig, Ole hatte Tränen in den Augen. Er umfaßte meine Schulter. Ich stieß ihn heimlich an. «Sei doch nicht so sentimental, alter Bursche!» flüsterte ich mit belegter Stimme.

Wir packten, verstaute unsere Vögel, die morgen abgeholt werden sollten und bald saßen wir in des Doktors Boot. Ole bestand darauf, ganz allein zu rudern. Er tat dies mit ungeheurer Begeisterung, das Boot flog nur so. Ich füllte in der Tasche Toves Bild, von Fett triefend. Langsam riß ich es in kleine Stücke und streute sie aufs Wasser. Sie trieben davon. Ole sah ihnen ohne Mitleid nach.

Dann begann er zu singen «Wohlauf noch getrunken den funkelnden Weins». In deutscher Sprache. Das war eine kleine Freundlichkeit für mich.

Der Nebel war fort. Ueber achtzehn Inseln stand die Sonne.

Eine Nacht mit korsischen Banditen

(Aus den Aufzeichnungen eines Abenteurers) von H. O. S.

Korsika! Insel der Geheimnisse! Insel der heißesten Sonne, der glühendsten Liebe, des unerschütterlichsten Hasses! Schöne, wilde Welt!

Hier lebt ein Volk ohne Jazz-Band und Radio, ein Volk von ewigen Kindern, unschuldig und unbändig, grausam und gewalttätig, aber gastfreundlich und frei.

Schurken waren die Vorfahren, Nomaden des Meeres, Freiweiber, beim Schwert geboren und mit dem Schwert begraben. Von ihnen stammen die sagenhaften, unauffindbaren Schätze — das goldene Kalb und die goldenen Glocken. Von ihnen stammt das krumme Vendetta-Messer, das noch heute in keinem roten Gürtel fehlt. Rache ist heilig. Schuld stüht nur Tod. So will es das alte, ungeschriebene Gesetz.

Auch der Rächer ist heilig! Das Volk bewundert ihn, verehrt ihn, liebt ihn, zu jeder Zeit

stehen ihm die Türen offen. Die Kinder träumen von ihm und murmeln noch in Schlaf seinen stolzen Namen. Und Legenden ohne Zahl spinnen sich um sein Schicksal.

Da ist vor allem Romanetti! Cesare Romanetti, «der Mann, der vierzehn Menschen und neun Polizisten getötet hat», wie die Leute sagen.

Voriges Jahr habe ich oftmals Baccara gespielt mit ihm in der unterirdischen Spiel-Spelunke des padre Niassa, dies Jahr aber ritt ich eine Nacht lang an seiner Seite in die korsischen Berge hinein. Davon habe ich einiges aufgezeichnet, was seiner Sonderbarkeit wegen vielleicht wert ist, wiedergegeben zu werden.

Am 19. März ritt ich gegen Abend mit dem alten Kutscher Battiste Mariani aus dem Städtchen Ajaccio hinaus dem Bergschloß Pozzo di Borgo zu. Vom alten Mariani, der ein Freund Romanettis ist, hatte ich erfahren, daß der neue Polizei-Brigadier von Ajaccio einen Feldzug plane, um endlich den großen Banditen, dem sie seit zwanzig Jahren vergeblich nachstellen, zu fangen. Von ihm vernahm ich, daß heute Nacht Romanetti sich mit seiner Eskorte in die Berge zurückziehe, die er kennt wie ein anderer seinen Garten und durch ihn hatte ich die Erlaubnis erwirkt, mitzureiten.

Ueber dem blauen Golf schwammen die letzten Purpurwolken ins Meer hinaus. Aus dem zarten Grün der Olivenbäume leuchteten Orangenhaine, steil stieg die schmale, gelbe Straße der braunen und goldenen Bergwildnis zu. Frischer Seewind zauste das Haar, der Hut hing am Sattel. Und die kleinen, unermüdlichen Pferde trabten munter dem Schloß zu.

Der siebzigjährige Korse neben mir hielt sich wie ein Junger im Sattel. Scharf hob sich sein vornehmes Profil vom grauen Himmel ab. Er erzählte uralte Geschichten, Seemärchen und Abenteuer seiner Welt-Fahrten und träumte dann wieder stumm auf die spärlichen Lichter von Ajaccio und das weiße Leuchtturm-Feuer der Blutinsein zu, das jetzt wie helle Gespenster über das dunkle Meer glitt. Die Luft war transparent wie feinstes Glas. Und das kristallene Sterngefünkler der Mittelmeernacht brach aus der Unendlichkeit.

Ich lauschte dem Alten, dem Getrampel der Tiere und den tausendfachen leisen Stimmen der Erde. Endlich wieder einmal frei! Frei! Nur du, ich und der korsische Frühling! Kein Saxophon mehr, nichts mehr von der perversen Schwüle der Riviera-Nachtlökal!

Das graue Gemäuer von Pozzo di Borgo ragte trotzig und finster aus dem Gehölz über uns. Hier sollten wir Romanetti treffen. Mariani spähte zu Tal. Aus dem Gebüsch flatterten kreischende Vögel.

Der Alte legte seine Hand auf meinen Arm, nahm den Strohalm aus dem Mund und flüsterte: «Ecco il bandito!» Er wies mit der Hand auf den zerfallenen Römerturm, der einige hundert Meter tiefer auf einem Felsvorsprung hockte.

Und wirklich, langsam schlichen Schatten hinter ihm hervor, Pferde, Männer, rücken gelassen und stumm den Berg herauf. Voran eine unteretzte, straffe Gestalt mit gesenktem Kopf, die Flinte in der Hand. Romanetti!

Ich wollte vom Pferde springen. Aber der

Alte hielt mich zurück. «Der Bandit ist Edelmann, aber er liebt keine Umstände!»

Der Zug kam näher. Die grauen langhängenden Mützen, die Tracht der Banditen, welche das Volk nur noch in Sardinien trägt, wurden deutlich. Und eiserne Gesichter, finster, entschlossen, und rote Gürtel, Revolververschäfte! Sie waren da.

«Buona sera, Signore, come sta!» sagte der Führer, lenkte den schwarzen Hengst an mich heran und streckte mir die Hand hin. Seine dunklen Augen flackerten mich an, aber sein Gesicht war gütig und besaß jenen Ausdruck vollkommenen inneren Friedens, den niemand bei einem Banditen sucht.

Die übrigen grüßten stumm mit der Hand, senkten die Gewehre zur Erde zum Zeichen des Friedens. Ein paar Sekunden Rast. Dann weiter, die schmale, gelbe Straße hinauf!

Romanetti verriet mit keiner Silbe und keinem Zug irgendwelche Angstgefühle der Flucht. Er war gutgelaut und lachte über eigene Scherze.

«Ha, diese Franzosen! Vor fünfzehn Jahren haben sie mir drei Brigaden berittene Polizei und ein Bataillon Truppen nachgeschickt. Gefangen haben sie so viel ich weiß einige Wildschweine oberhalb Sagona und ein halbes Dutzend Hasen für das Diner der Offiziere. Aber Romanetti finden sie erst im Himmelreich!»

Ich stellte kaum eine Frage, denn der Korse verlangt vor allem delicatezza. Aber wenn er zu erzählen beginnt, gerät er in Ekstase.

Der Bandit warf das Gewehr auf den Rücken, um die Hände für ihre stumme und eindringliche Sprache frei zu haben und sagte: «Nach meinen Erkundigungen brechen die pizzudi um Mitternacht auf, wir haben also nicht zu pressieren. Noch vor dem Morgengrauen werden wir die Lincha erreicht haben. Dort beginnt die weite Wildnis, die niemand kennt als wir! Vor einundzwanzig Jahren betrat ich sie zum erstenmal, inzwischen sind wir gute Freunde geworden!»

Er senkte eine Weile den Kopf auf den Pferdehals nieder und begann dann unvermittelt die Geschichte seines Lebens zu erzählen:

«Mein Vater, der Cesare hieß wie ich, besaß ein Haus und Schafe und Pferde in Cargese. Im Sommer wohnten wir in den Bergen und jagten, im Winter waren wir Fischer am Golf. Desdeca Grisetti war meine Geliebte. Desdeca war das stolze Mädchen der ganzen Insel, groß und schlank und schwarzhaarig wie mein Pferd. Ihr Vater versprach mir dreißig Schafe und ein Boot zur Hochzeit. Die Burschen bedenkten mich, jeden Tag ward um sie gerafft. Und wenn Desdeca uns bluten sah, lachte sie.

Eines Sonntags im Frühling stiegen wir alle nach Ajaccio hinunter zum Wahltag. Du weißt, daß der Wahltag immer der Todestag ist für einige Männer. Und früher ward zehnmal mehr gestochen und geschossen als heute. Am Abend stund ich mit Desdeca und unsern Vätern am Quai Napoleon mitten im aufgeregten Volk. Der Kampf wogte wie heute zwischen Buonapartisten und Republikanern. Desdecas Vater haßte die Franzosen. Knapp neben uns krachte ein Schuß. Ich sah, wie Grisetti blitzschnell einen Revolver zu Boden warf. Ein französischer Kommissär brüllte auf und fiel hin.

Der Prozeß war kurz. Grisetti erschien mit drei seiner Verwandten und alle zeugten dafür, daß mein Vater geschossen hatte. Das falsche Zeugnis genigte. Mein Vater ward nach Cayenne transportiert. Für lebenslang. Ein halbes Jahr darauf starb er.

Ich aber hatte Rache geschworen. Und noch ehe mein Vater die Augen schloß, erhielt er den Bericht, daß sie alle tot seien, Grisetti und die drei Verwandten.

Desdeca wußte, daß mein Vater unschuldig war.

Am Abend der Tat noch begegneten wir uns, als ich ruhelos um das Dorf streifend am Racheplan grübelte. In ihrem Blick flieberte Wahnsinn, sie ließ sich neben mir auf die Erde nieder, zog mich an sich, legte ihren schwarzen Kopf in meinen Schoß und weinte. «Töte mich, Cesare!» flehte sie. Denn nun mußten wir Todfeinde sein. So will es das Gesetz. In meinem Herzen war Sturm und Nacht. Kein Gebet vermochte mir zu helfen. Eine Weile dachte ich daran, uns beide zu töten. Aber die Romanetti sind nie feige gewesen.

Lange hielt ich sie umschlungen und schwieg und brütete, bis wir beide einschliefen. Und am Morgen wußte ich, was ich zu tun hatte. «Desdeca,» sagte ich, «ich liebe dich noch, denn du bist unschuldig. Aber Hochzeit werden wir erst droben bei Maria feiern. Ich tue, was ich muß! Auf Wiedersehn!»

Desdeca wankte davon, zitternd, stolpernd wie eine alte Frau. Ich sah sie verschwinden in ihrem Haus, aber keine Träne floß aus ihren Augen. Ich fühlte, wie mein Herz zusammengesprengt ward, immer mehr — bis es Stein war. Finster schlich ich nach Hause, langte das Gewehr von der Wand, füllte den Sack mit Patronen und Speise und verließ heimlich das Dorf. Eine Woche lang lag ich auf der Lauer. Am Sonntag, als Grisetti zur Kirche niederstieg, traf ihn meine Kugel mitten in der Schar seiner Freunde. Aber niemand wagte es, mich zu verfolgen. Die Verwandten flohen. Aber sie entgingen mir nicht.

Die Polizei stellte mir nach. Ich zog in die Wildnis, lebte in Höhlen und stieg nur zu Tal, um an der Vernichtung der Sippe Grisettis zu arbeiten. Jetzt sind sie längst alle tot oder ausgewandert. Nur Desdeca lebt noch, denn an ihr vermochte ich mich nicht zu rächen. Ich habe es wohl versucht, aber meine Finger versagten. Desdeca ist jetzt alt wie ich, arm, Waschfrau in der Stadt. Heimlich schicke ich ihr jeden Sonntag einen Korb mit Wein und Brot und geschossenen Vögeln. Aber davon weiß nur meine Adoptivtochter Marietta, sonst niemand!

Dann hielt er eine Weile inne, beugte wieder den Kopf über den Pferdehals und schien in schweres Sinnen versunken zu sein.

Die gelbe Straße war längst zu Ende geritten. Die schwarzbraunen Ungeheuer der zackig zerrissenen Berge türmten sich links und rechts vom schmalen Pfad wie versteinerte Dämonen. Die Nacht ward kühl. Durch meine Seele schwärmten dunkle Schatten. Auf diesem Weg erst begegnete ich dem unerbittlichen Schicksal, dem was nur griechisch sein Symbol fand: Ananke!

Tobler advertisement featuring the Tobler logo, a box of Tobler Schweizer Milch-Chocolade, and the text 'Reine Alpenmilch in vorzügl. Chocolate'.

Advertisement for 'aufregung' (excitement) with the slogan 'FÜHLEN SIE NIE NACH KAFFEE HAG' and a stylized logo.

Advertisement for 'Virgo' featuring an illustration of a woman and child, the text 'Das weiß doch jedes Kind?', and 'Ladenpreise Virgo 1.40, Sykos 0.50, NAGO 0.10'.

Advertisement for 'HABANA' cigars, showing a pack of 'BÄUMLI-HABANA' and the text 'BEINWIL & SIE SCHWEIZ'.

Advertisement for 'HOTEL Habis-Royal' located at 'Bahnhofplatz ZÜRICH Restaurant'.

Advertisement for 'ENGLISCH IN 30 STUNDEN' (English in 30 hours) with details about the course and contact information.

Advertisement for 'Druck- und Verlags-Übernahme Publikation' (Printing and publishing takeover) and 'Korrektur zur Druckerei von Schriftstellerischen Arbeiten'.

Large advertisement for 'Carl Hagenbeck's Indienschau' (Carl Hagenbeck's Indian Show) at 'Alter Tonhalleplatz' in Zurich, running from May 30th to June 22nd.